

5.1 Intersektionale Reflexivität: Zur Rolle des vielfach privilegierten Forschenden

Die Reflexion der eigenen Rolle der Forschenden ist bei qualitativen Studien dringend erforderlich und wird im Diskurs um die Gütekriterien qualitativer Forschung schon länger thematisiert (vgl. exemplarisch Steinke 2009, 330f.). Bei dieser Reflexion ist vor allem die eigene soziale Positionierung relevant. Diesbezüglich schreibt bspw. Christine Riegel: »[N]eben der Analyse des Forschungsgegenstands [ist] eine (ständige) Reflexion der eigenen sozialen Positionierung und deren Folgen für die damit verbundene Perspektivität und den Forschungsprozess notwendig« (Riegel 2016b, 115f.). Diese Positionierung muss besonders bei einer Untersuchung von Rassismuserfahrungen reflektiert werden, da bei solchen Arbeiten die Gefahr groß ist, dass trotz rassismuskritischer Bemühungen Rassismen und andere Formen des Otherings reproduziert werden (vgl. ausführlich Siouti, Spies, Tuider, von Unger, Yildiz 2022). In der rassismuskritischen Jugend- und Migrationsforschung wird dieses Dilemma schon länger diskutiert und bei Forschungen berücksichtigt (vgl. exemplarisch Melter 2006, 130ff.; Rose 2012, 19ff.; Scharathow 2014, 66ff.; Mecheril 1999). Auch in meiner Forschung spielt dieses Dilemma eine große Rolle, da ich mich als *weiß*, deutsch, cis-männlich und erwachsen gelesener Forscher in einem Feld bewege, in dem Subjekte auf unterschiedlichsten Ebenen zahlreiche Erfahrungen mit Othering machen, nicht zuletzt dadurch, dass sie von mir *beforscht* werden. Vor dem Hintergrund dieser Problematik und meiner eigenen Positionierung stelle ich folgende Frage an mein Vorhaben: Wie kann sich ein in vielerlei Hinsicht privilegierter Forscher, der zu intersektionalen Rassismuserfahrungen Jugendlicher forscht, so reflektieren, dass er sowohl dem Feld als auch dem Forschungsgegenstand angemessen begegnet?

In Bezug auf die Interaktion im Feld möchte ich die Ausführungen Helma Lutz' (2018) heranziehen, die in ihrer Auseinandersetzung mit Biografieforschung und Intersektionalität wichtige Punkte aufgreift. Dies bietet sich in dieser Arbeit an, weil ich – wie in den theoretischen Kapiteln dargelegt – einem intersektionalen Verständnis folge und davon ausgehe, dass nicht nur die Jugendlichen intersektionale Erfahrungen mit Racial Profiling machen, sondern auch das Verhältnis zwischen den Jugendlichen und mir als Forschendem in einem intersektionalen Kontext betrachtet werden muss.

Lutz stellt ein Drei-Ebenen-Modell vor, das in biografischen Studien berücksichtigt werden sollte (vgl. ebd., 144f.). Dieses Modell lässt sich m.E. auch auf den Anwendungskontext von Gruppendiskussionen übertragen. Vor allem die erste Ebene, auf der die Interaktion innerhalb der Interviewsituation reflektiert wird, ist für dieses Kapitel relevant. Lutz beschreibt diese Ebene wie folgt:

»Dazu gehört, sichtbare und unsichtbare Differenzen (und deren Verkörperlichung) bewusst zu reflektieren bzw., deren thematisierten oder un-thematisierten Einfluss auf das Interview zu berücksichtigen. Dies bedeutet keineswegs, sich auf die gängige Repräsentation als *weiß*, bürgerlich, hetero etc. zurückzuziehen; stattdessen sollte eine Sensibilität dafür entwickelt werden, an welcher Stelle des Interviews welche Differenzen eine Rolle spielen.« (Ebd., 144; Hervorhebung M. T.)

Neben der Frage, welches Verhältnis Interviewer*in und Interviewpartner*in in Bezug auf ihre jeweiligen gesellschaftlichen Positionierungen zueinander haben, ist hier vor allem relevant, welche Differenzen im Interview thematisiert werden und welche nicht. Die von Lutz genannten Repräsentationen können also zum Anlass genommen werden, zu fragen, inwiefern sie das Interview beeinflussen und wann im Interview ebendieses Zusammenspiel bedeutsam wird. Hilfreich ist auch Lutz' Feststellung, sich nicht auf dominante bzw. gängige Positionierungen zurückzuziehen. Denn prinzipiell kann vorab keine Aussage darüber getroffen werden, inwieweit diese Positionierungen in unterschiedlichen Interviewsituationen bedeutsam werden. Vielmehr muss der jeweilige Kontext betrachtet werden, in dem sie Bedeutung bekommen.

So besteht etwa in meiner Forschung die Möglichkeit, dass die Jugendlichen mich nicht nur als *weiß*, cis-männlich und erwachsen bzw. in vielerlei Hinsicht privilegiert wahrnehmen, sondern in meiner Person bspw. einen jungen Zivilpolizisten vermuten, der sie aushorchen möchte. Während meiner Zeit als Sozialarbeiter in der Mobilen Jugendarbeit bin ich oft damit konfrontiert worden, dass die Adressat*innen denken, ich könnte ein verdeckter Ermittler sein. Dies machten sie einerseits an meinem Aussehen, andererseits an meinem Alter und meinen Verhaltensweisen¹ fest. Erfahrenere Kolleg*innen teilten mir mit, dass die Jugendlichen bei neuen Mitarbeiter*innen prinzipiell eher misstrauisch sind, weil sie Angst haben, dass ihr Schutzraum von der Polizei infiltriert wird. Dies hängt damit zusammen, dass die Jugendlichen unterschiedliche und teilweise sehr negative Erfahrungen mit der Polizei gemacht haben und sie deswegen meiden. Zugleich wissen sie aber, dass die Polizei die Möglichkeit hat, verdeckt zu ermitteln, und dies mitunter auch tut. Überdies ist es für den Kontext der Mobilen Jugendarbeit nicht unbedingt ungewöhnlich, dass die Polizei plötzlich auftaucht. Wie ich in der Einleitung dieser Arbeit beschrieben habe, sind Jugendräume nicht per se Schutzräume, da sich die Polizei im Verdachtsfall einfach Zutritt zu ihnen verschaffen kann, um Jugendliche festzunehmen. Darüber hinaus ist die Mobile Jugendarbeit grundsätzlich verschiedensten ordnungspolitischen Forderungen ausgesetzt (vgl. weiterführend Huber 2014), was ebenfalls dazu führen kann, dass die Jugendlichen misstrauisch werden.

Allerdings konnte ich während der Datenerhebung für diese Arbeit auch beobachten, dass mich die Jugendlichen aufgrund meiner Positionierung teilweise eher als Verbündeten betrachteten. So wurde mir bei einem meiner Besuche mitgeteilt, dass ich die Jugendlichen an einen Rapper erinnere, der bei ihnen sehr beliebt ist und dessen Umfeld sie überaus schätzen. Zudem hatte ich den Eindruck, dass mich einige der Jugendlichen aufgrund der Tatsache, dass ich eine Studie anfertige, als Sprachrohr für ihre Belange ansahen. Dies wird vor allem daran ablesbar, dass die Jugendlichen in den Interviews manchmal Forderungen an die Polizei stellen. Ich werde auf diesen Punkt im Rahmen der Ergebnisdarstellung ausführlich zurückkommen.

Insgesamt wird durch diese Ausführungen deutlich, dass abstrakte Kategorien wie *weiß*, cis-männlich usw. im Kontext der Forschung eine ganz eigene Bedeutung erlan-

1 Einmal war ich in eine Rangelei zwischen Jugendlichen auf der Straße verwickelt und aufgrund meiner ruhigen und vermeintlich routinierten Verhaltensweise schlussfolgerten manche Jugendliche, dass nur ein Polizist so souverän mit der Situation umgehen könne.

gen. Es gilt also, ständig zu reflektieren, wie diese Bedeutung im Forschungsprozess intersektional hergestellt wird. Lutz schreibt diesbezüglich: »Intersektionalität muss also doppelt, auf der Ebene der ErzählerIn, wie auch der InterviewerIn exploriert werden« (Lutz 2018, 145). Dass eine mangelnde Selbstreflexion der Forschenden auch zu einer mit Mängeln behafteten Analyse führen kann, wird von Riegel hervorgehoben: »Forschende sind selbst in Dominanzverhältnisse und alltägliche Zwänge der Wissensproduktion verstrickt, die Verkürzungen und einseitige Perspektiven im Forschungsprozess nahelegen und zu Auslassungen und Lücken in der Analyse führen« (Riegel 2016b, 115).

Eine Selbstreflexion der Forschenden ist also, wie eingangs dargestellt, für den Forschungsprozess als zwingend notwendig zu erachten (vgl. Siouti 2022, 117; vgl. von Unger 2022, 93). Die intersektionale Perspektive ermöglicht es, die Positionierung der forschenden Person genauer zu verstehen und kann somit in Bezug auf die oben formulierte Frage, wie sowohl dem Feld als auch dem Gegenstand angemessen begegnet werden kann, herangezogen werden.

Im nächsten Kapitel setze ich mich mit dem Forschungsprozess auseinander und befasse mich diesbezüglich mit der Grounded Theory Methodologie.

5.2 Forschungsprozesses und das Verhältnis von Theorie und Empirie

Im Forschungsprozess dieser Arbeit orientiere ich mich am Vorgehen der Grounded Theory, das vor allem durch einen Wechselprozess von Datenerhebung und -Auswertung gekennzeichnet ist. Dieser Wechselprozess wird von Anselm Strauss, einem der Entwickler der Grounded Theory, als »Kreislauf zwischen Datenerhebung, Kodieren² und Memoschreiben« (Strauss 1991, 47) bezeichnet. Es gibt also nicht *eine* Erhebungsphase und *eine* Auswertungsphase, sondern viele unterschiedliche solcher Phasen, zwischen denen (bei größeren Forschungsprojekten wie bspw. Dissertationen) teilweise Monate liegen können, in denen das Material analysiert und reflektiert wird. Damit dieser zirkuläre Prozess gelingen kann, werden während aller Phasen sogenannte Memos aufgeschrieben. Diese sind von Anfang bis zum Ende von zentraler Bedeutung für den Forschungsprozess: »Weil theorierelevante Entscheidungen bereits von Beginn der Analyse an getroffen und dann sukzessive weiter entwickelt werden, ist es unerlässlich, diese Entscheidungsprozesse fortgesetzt zu dokumentieren« (Strübing 2014, 34). Memos sind also mehr als einfache Notizen: Mithilfe von Memos wird sowohl der Forschungsprozess organisiert als auch der Forschungsgegenstand genauer beleuchtet. Was zu Beginn der Forschung als Memo festgehalten wurde, kann im fortgeschritteneren Verlauf von großer Bedeutung für die späteren empirischen Konzepte und dann letztlich für die Theorie sein.

Der beschriebene Wechselprozess von Erhebung und Auswertung wird von Glaser und Strauss auch als »Theoretisches Sampling« (vgl. Glaser, Strauss 2010 [1967], 61ff.; weiterführend Strübing 2018, 227ff.) bezeichnet. Wichtig ist bei dieser Begrifflichkeit,

2 Auf das von Strauss beschriebene Codieren werde ich weiter unten genauer eingehen (siehe Kapitel 5.5).